

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 49 (1969-1970)

Heft: 5: Die Fremdarbeiterfrage

Artikel: Erforschte Vergangenheit

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-162308>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Diese Interpretation müssen wir als Nuancierung und Gegengewicht zur Sphäre des entfesselten Wahnsinns betrachten. Sucht dieser der durchorganisierten Welt der Funktionen und Apparate ins Reich der vor rationalen Schicksalserfahrung zu entfliehen, so relativiert die beiläufige Schnoddrigkeit der Ironie beider Wirkungsmacht. Aus der Tagwelt kommend, spöttelt sie über den Nachtmahr der Seele und weiss sich doch beiden zu einem Teil verpflichtet. In Frau Marquais Mund wird mit einem Mal ein Korrektiverkennbar zu dem krampfigen Gebell, das den ausser sich geratenen Seelen entfährt. Dies Gebell geht auf den jungen Patrice Chéreau zurück, der das französische Theater zunehmend beherrscht, und ebenso das Aufeinander-Zustürzen der Schauspieler wie im Hahnenkampf. Eine besondere Aufgewühltheit schafft sich in solchen den Raum zerteilen-

den Gesten spontan, und das bedeutet auch: authentisch Luft. Darin erkennen wir den Triumph dessen, was in den zwanziger Jahren der Expressionismus auf den deutschen Bühnen anstrebte. Seine Mimik, seine Gebärdensprache war konventionell, dem geistigen Umkreis eines Melodramas wie «Angelo» in direkter Linie entsprungen. Vierzig Jahre später ersteht eine Körpersprache, die keiner theatralisch vorbelasteten Tradition entstammt, sondern den Gebärden der elementaren Gymnastik allein verpflichtet ist. Voraussetzungslos ist sie, aber einem expressiven Ausdruckswillen von ungeheurem Ausmass dienstbar. Da liegt ihre Grösse und Gefahr in einem versammelt. Tisbe, die rasend Nüchterne, macht sie auf den nachtschwarzen Brettern des *Théâtre de l'Athénae* deutlich.

Georges Schlocker

ERFORSCHTE VERGANGENHEIT

Eine Ausstellung in Schaffhausen

Die Archäologie ist eine Wissenschaft, die sich über mangelndes öffentliches Interesse nicht beklagen, die ohne solches aber auch nicht existieren kann. Um lebendig zu sein, sich zu entwickeln, bedarf es ausgebreiter Unternehmungen, bedarf es der Ausgrabungen und baulichen Aufnahmen, der Erhaltung des Gefundenen und oftmals auch der Wiederherstellung. Das sind, selbst bei den traditionell bescheidenen Ansprüchen der damit beauftragten Forscher und Hilfskräfte, kostspielige Verpflichtungen. Wer den vorzüglich ausgestatteten Katalog aufmerksam liest, dem entgeht nicht der vielfach ausgesprochene Dank, der sich an die staatliche Instanz, aber auch an öffentliche und private Unternehmungen und Mäzene richtet. Ist das nicht ein Dank, der ebenso der Öffentlichkeit gilt, die durch ihr Interesse, ihre Teilnahme und – wir glauben es – ihr Einbezogensein in die historische Forschung auch aktiv zu deren Unterhalt beiträgt? Was wäre noch möglich ohne die breite Resonanz, die schliess-

lich auch die Freigebigkeit eines Ministerialdirektors oder der Mitglieder eines Stiftungsrates beeinflusst? Wie immer man darüber urteilt, es war ein sehr guter Gedanke, einem Publikum, das sonst allenfalls als ungebetener und meist unerwünschter Gast auf dem Grabungsplatz erscheint, von sich aus die Hand zu bieten, es über wichtige Resultate authentisch zu unterrichten und dabei auch mit Zielen, Methoden und Leistungen der heutigen Archäologie vertraut zu machen.

Das *Deutsche Archäologische Institut*, das diesen Überblick über seine Tätigkeit zusammenstellte, ist eine traditionsreiche Einrichtung. Man wird daran eingangs durch Dokumente und Stiche aus der Gründungszeit erinnert – zu Recht, denn nicht nur das Institut, die ganze Altertumswissenschaft hat hier persönlicher Initiative und Opferbereitschaft weniger viel zu verdanken. Das *Instituto di Correspondenza archeologica*, wie es sich zunächst treffend nannte, war ursprünglich als über-

nationales Instrument gedacht und organisiert, dessen sich Wissenschaftler, Künstler und Liebhaber – im Sinne des damaligen dilettante – beitragend, fragend, forschend bedienen sollten; durch gemeinsame Anstrengung ein Sammelbecken bis dahin zerstreuter Bemühung, durch Austausch und Veröffentlichung ein Ferment vor allem der Wissenschaft. «Das archäologische Institut umspannt die Grenzen, sammelt den Stoff und ermittelt das Verständnis der gesamten antiquarischen Denkmälerkunde», formuliert Eduard Gerhard 1829 im Gründungsauftruf – ein Konzept, das seiner Zeit alle Ehre macht, damals wohl auch selbstverständlicher klang als heute. Es währte nicht lange, und aus dieser europäischen, ja internationalen Angelegenheit wurde eine «deutsche», der entsprechende anderer Staaten zur Seite traten. Der Sitz wechselte von Rom nach Berlin (wo die Zentraldirektion bis heute beheimatet ist), der Übergang vom mäzenatischen Unterhalt in die Obhut des Staates gewährleistet den vorher nicht immer gesicherten Bestand und eine stetige Entwicklung. Von dieser legt die Gründung weiterer Auslandsinstitute be redtes Zeugnis ab: der römischen Abteilung folgt 1874 Athen, 1929 Istanbul und Kairo, 1943 Madrid und, in jüngster Zeit, Bagdad (1956) und Teheran (1961) – eine Reihe, die zugleich das sich ständig erweiternde Blickfeld der Forschung spiegelt. Diese Zweigstellen sind die Basen, von denen aus die meisten der auf der Ausstellung gezeigten Unternehmungen gestartet, von denen alle betreut und in den verschiedensten Belangen unterstützt werden.

Es ist selbstverständlich, dass bei knapp fünfzig Berichten nicht viel, oft nur ein Bruchteil, ein charakteristisches Moment dokumentiert werden konnte. In Bogazköy, der Hauptstadt der Hethiter, ist das die Burg Büyükkale mit dem Palast der Grossreichezeit (14./13. Jahrhundert v. Chr.); bei Olympia nehmen die bedeutenden Bronzefunde aus dem Stadion (Photographien und Nachbildungen) und die Erläuterung der Stadiongrabung selbst breiten Raum ein; Milet, das gerade wichtigste Ergebnisse aus der frühen griechischen Geschichte

zeitigt, ist «nur» durch eindrucksvolle Rekonstruktionen des kaiserzeitlichen Theaters vertreten, ebenso tritt Pergamons Glanzzeit im Hellenismus hinter der hadrianischen Anlage des Asklepieions zurück (Rekonstruktionszeichnung). Der Laie kann kaum ermessen, was ihm in solchen Plänen, Aufrissen und Modellen geboten wird. Wem Archäologie, Ausgraben und Fundemachen so ziemlich in eines geht, den wird die Besichtigung eher abschrecken – oder sie öffnet ihm vielleicht die Augen. Es ist ein zähes, oft ledertrocknes und erst im Endstadium, wenn einzeln gewonnene Daten sich zur Einheit finden und ein Bild entsteht, einigermassen befriedigendes Werk. Damit aber nicht genug; auch das ist im Hinblick auf den komplexen historischen Überblick, der angestrebt wird, angestrebt werden muss, noch Teilergebnis und nur Anlass zu erneuter Beschäftigung, die dann allerdings meist an den Universitäten und nicht ausschliesslich mehr vom Archäologen und Bauforscher geleistet wird. – Den genannten Grossunternehmungen reihen sich weitere an, die längst aus der Geschichte der Wissenschaft nicht mehr fortzudenken sind oder mit Sicherheit noch eine wichtige Rolle spielen werden: die urgeschichtliche Ausgrabung des oppidum Manching, das 15 v. Chr. von den Römern zerstört wurde, der Athener Kerameikos (unter anderem Photos der neu gefundenen «Ostraka» mit Verbannungsvoten gegen Themistokles und Perikles), das sassanidische Nationalheiligtum auf dem Takht-i Suleiman (iranisches Hochland), die Grabungen von Uruk-Warka und Babylon, die Versetzung des Tempels von Kalabsha im Auftrage der Unesco (Ägypten), die Aufnahme und Publikation der Tempel von Paestum und die Freilegung und Erforschung des Terrassenheiligtums von Mungua (Spanien). In Bastam, der ersten auf persischem Boden entdeckten Niederlassung der Urartäer, wurde mit der Auffindung einer in Stein gemeisselten Gründungsinschrift ein vielversprechender Anfang gemacht (Abguss in der Ausstellung). Kleinere, auch zeitlich begrenztere Expeditionen galten und gelten Zielen, deren

Unterschiedlichkeit bezeichnend für den weiten Horizont der heutigen Wissenschaft ist. Der Wiedergewinnung eines kunstgeschichtlichen Denkmals ersten Ranges, des Mosaikzyklus von Centcelles (auf der Ausstellung besonders gut durch die massstäbliche Nachbildung der Kuppel und eine Mosaikkopie vertreten) steht die photogrammetrische Vermessung der Felsgräber von Myra, steht das Studium antiker Abbautechniken und die Aufnahme des Arbeitslagers in den Steinbrüchen des Mons Claudianus gegenüber. Schliesslich kommt auch die Epigraphik mit einigen originalen Denkmälern, vor allem Keilschrifttafeln, und einem Überblick über die Schriftentwicklung zum Wort. – Der Rundgang ist vielleicht nicht jedermanns Sache. Er zeigt – das Motto sagt es – das Bemühen um die Entdeckung der Vergangenheit, Schätze für den, der solche sucht oder der sich leiten lassen will, aber gerade deshalb nicht das, was man bisweilen darunter versteht. Eine gewisse Zurückhaltung gegenüber allzu einfachen Vorstellungen war auch aus anderen Gründen am Platze: die Zahl der Studierenden übersteigt in gewis-

sen Disziplinen der Archäologie heute schon bei weitem den Bedarf an Nachwuchs. Eine Werbung, die zur Verschlechterung dieses Zustandes beiträgt, wäre unverantwortlich gewesen.

Der Ausstellung sind drei weitere Dokumentationen angegliedert, die bei diesem Überblick nur des verfügbaren Raumes wegen zu kurz kommen. Die Tschechoslowakei ist mit einem kleinen Beitrag vertreten («Versunkenes Leben – Forschungen in mittelalterlichen Siedlungen»). Über die Praxis ist vor allem von dem didaktisch vorzüglich aufgebauten Bericht «Taucherarchäologie im Zürichsee» und aus der laufenden Grabung von Berslingen am Stadtrand Schaffhausens, die werktags dem Besucher zugänglich ist, zu lernen. Dem Leiter dieser Grabung, Direktor des Museums zu Allerheiligen, Prof. Dr. W. U. Guyan, hat man für die Einladung der Gäste und die Organisation des Ganzen zu danken. Alles in allem: ein ziemlich anspruchsvolles, lohnendes und in mancher Hinsicht auch notwendiges Experiment.

Günter Kopcke

JUNI-FESTWOCHEIM ZÜRCHER SCHAUSPIELHAUS

Molière und Goldoni zum Auftakt

Das Schauspielhaus bleibt seinem Festwochenkonzept treu; es verhiess für 1969 sogar «Theater in fünf Sprachen». Die Erwartung freilich, es sei damit auch Gewähr geboten, dass für das Theater der entsprechenden Sprachkreise charakteristische Inszenierungen in diesem Zyklus erscheinen, ist schon wiederholt und so auch in diesem Sommer nur teilweise erfüllt worden. Ist vielleicht die Erwartung selbst unzeitgemäß? Zu sagen, was denn für das französische Theater der Gegenwart typisch, was unverwechselbar (über die Sprache hinaus) französisch sei, ist schwer zu sagen. Die Internationalität der Spielpläne und der Regisseure ist eine Tatsache. Das Theater ist im Begriff, mehr und mehr von Impulsen und Strömungen bestimmt

zu werden, die rund um den Erdball gehen und an keiner Grenze hältmachen. Ein Gastspiel wie das der japanischen Noh-Truppe in Zürich, sozusagen die radikalste Ausnahme von dieser Regel, macht uns das nur noch schärfer bewusst.

Anderseits scheint mir, nach wie vor seien die stärksten und überzeugendsten Leistungen nur da möglich, wo das Theater von konkreten Bedingungen ausgeht, wo es – durch Widerspruch oder Übereinstimmung – mit der Gesellschaft, zu der es gehört, verbunden ist. Es kommt nicht von ungefähr, dass die bewegendsten Erlebnisse dieses Zürcher Theatersommers von der italienischen und der englischen Truppe ausgingen: Goldoni und Shakespeare spielten sie; aber es war, was sie auf der Bühne verwirklichten, nicht Pflege der Tradition, sondern lebendiges Theater.